

Ayelet Banai

Heimkehr oder Exil?

Irakische Juden in Israel

Nicht nur ich, sondern fast jeder Jude, der nach Israel einwanderte, ist als Flüchtling des 20. Jahrhunderts anzusehen.

Sami Michael(2000: 9)

Plötzlich verstand ich, daß meine Phantasie, an den Ort zurückzukehren, von dem ich kam, sich immer mehr auflöste. Aber die Sehnsucht blieb.

Roni Somek (*Nehardaa* 23, 2001: 19)

Fünfzig Jahre nach der Einwanderung irakischer Juden nach Israel bezeichnete der israelische Schriftsteller Eli Amir, der als zwölfjähriger Junge mit seiner Familie Bagdad verlassen hatte, die Einwanderung der irakischen Juden als Erfolgsgeschichte. Sie sei erfolgreicher als jeder Traum gewesen: »Aus Einwanderern, die mit einem Bündel Kleider auf ihren Schultern ankamen, wurden wir zum Rückgrat des Staates, seiner treibenden Kraft. Es gibt keinen Bereich, in den unsere Einwanderer sich nicht eingliedert und den sie nicht bereichert hätten: Minister, Generalstabschefs, Generäle, Wissenschaftler, Autoren und Dichter, Rabbis, Journalisten und Maler, Wirtschaftler und Geschäftsleute, Nachrichtendienst, Entertainment, Sport und vieles mehr.« (*Nehardaa* 24, 2002: 4)

Das Jubiläum der Einwanderung der irakischen Juden markiert gleichzeitig das Ende des babylonischen Judentums. Von den circa 140 000 Juden, die Ende der 1940er-Jahre im Irak lebten, blieben im Jahr 1951 ganze 6000 übrig. Ein einziges kurzes Jahrzehnt hatte aus ›der ältesten Diaspora‹ Flüchtlinge gemacht. Der jüdischen Gemeinde im Irak – deren Vorfahren bereits zu Zeiten Nebukadnezars nach Babylon kamen und die miterlebten, wie die abessinischen Herrscher Bagdad in ihre Hauptstadt verwandelten, wie die Mongolen es zerstörten und wie die Engländer dort die Türken ablösten – gelang es nicht, dem Druck der nationalistischen arabischen Strömungen standzuhalten, die den Irak in den 1940er-Jahren erfaßten und die sich

entschlossen, das wirtschaftliche und kulturelle Gedeihen des Landes dem Palästina-Konflikt zu unterwerfen. Die überwältigende Mehrheit der Juden, die den Irak verließen, ungefähr 123 000 Menschen, emigrierte nach Israel.

Die Erfolgsgeschichte, von der Eli Amir spricht und die aus der Zerstörung der alten babylonischen Diaspora erwuchs, spiegelt zugleich die paradoxe Situation der Beziehungen Israels zu den arabischen Staaten wider. Sie demonstriert auch das gespannte Verhältnis von Israelis verschiedener Herkunftsländer zu sich selbst; ist Ausdruck von Konflikten, die schon Jahrzehnte vor sich hinschlummerten und in den ersten Diskussionen seit dem Krieg im Irak von neuem auflebten.

Die Rückkehr des Iraks ins Zentrum der Geschehnisse im Nahen Osten und der Fall des Regimes von Saddam Hussein lösten auch in Israel erneute Debatten dieser alten Fragen aus. Auf der Tagesordnung stand in erster Linie die Hoffnung auf ein neues und positiveres Verhältnis zu einem wichtigen arabischen Staat. Im April 2003 wurde der Irak offiziell von der Liste der feindlichen Staaten, mit denen Handelsbeziehungen verboten sind, gestrichen. Die Idee, Öl aus dem Irak durch die alte britische Ölpipeline zu importieren, die in Haifa mündet, war keine verblichene historische Erinnerung mehr, sondern erschien als reale Möglichkeit für die Zukunft. Viele Israelis irakischer Herkunft wurden angesichts der Bilder der befreiten Menschen im Irak von Nostalgie überwältigt. Jahrzehntelang waren Militärmanöver, feindselige Kriegserklärungen und Scud-Raketen die wesentlichen Botschaften, die sie von ihrem einstigen Heimatland erhielten. Bereits nach der Verhaftung Saddam Husseins kam der israelische Fernsehkorrespondent Shlomi Eldar nach Bagdad. Seine Eltern hatten die Stadt 1950 verlassen. Bei seiner ersten Reise in den Irak folgte er auch den Spuren seiner eigenen Familiengeschichte, um einen anderen Irak zu sehen und zu zeigen, der sich vor den Augen der Israelis unter den langen Schatten des diktatorischen Regimes und des andauernden israelisch-arabischen Konfliktes verborgen hatte. Andere begnügten sich während gespannter Sitzungen vor dem Fernseher mit dem Anblick der abgerissenen Bilder Saddam Husseins in irakischen Städten, der Straßen und Menschen, von denen sie in den Erzählungen ihrer Verwandten, die einst dort lebten, gehört hatten.

Sehr schnell erfuhr jedoch der Funke der Hoffnung und die Nostalgie einen empfindlichen Dämpfer. Eine Beteiligung Israels am Neuaufbau des Iraks, so verkündeten die Amerikaner wohlweislich, gieße Öl ins Feuer der Widersacher einer Stabilisierung und Demokratisierung im Irak. Die USA, so merkte ein Kommentator in Israel an, »taten alles, damit Israel nichts tue.« Zvi Barel, Korrespondent der linken Tageszeitung *Haaretz*, der einige Monate nach dem Krieg aus dem Irak berichtete, hörte aus dem Munde eines schiitischen Studenten, den er in Bagdad interviewte, daß der Versuch der Übergangsregierung, einen Friedensvertrag mit Israel zu unterzeichnen, dazu geschaffen sei, einen Bürgerkrieg im Irak auszulösen. (Zvi Barel: *Haaretz* vom 29.08.2003) Die offenen Rechnungen sind verworren und es scheint nicht leicht zu sein, sie zu begleichen. Für einen Teil der aus dem Irak stammenden Israelis ist diese Rechnung in erster Linie eine Abrechnung mit den irakischen Regierungen in den stürmischen 1940er-Jahren, die die irakischen Juden nicht schützten, sich manchmal an ihrer Verfolgung beteiligten, und sich, als die Juden den Irak verließen, deren Besitz aneigneten und ihnen ihre Staatsbürgerschaft entzogen. Für andere wieder ist die schmerzliche Rechnung vor allem eine mit dem israelischen Establishment, das sie zwar aufnahm, aber mit Verachtung behandelte und materiell sowie kulturell diskriminierte. Im Mittelpunkt aber steht allgegenwärtig der Konflikt mit den Palästinensern, der in der öffentlichen Meinung Israels als für immer unlösbar erscheint.

Die Geschichte der irakischen Juden, vor allem die der Einwanderergeneration – von denen die meisten von völlig integrierten Irakern zu Israelis in jeder Beziehung wurden – durchbricht die geläufigen Diskussionskategorien, verwischt die Linien zwischen ›Juden‹ und ›Arabern‹, zwischen ›Israelis‹ und ›Palästinensern‹ in Israel, zwischen ›Misrachim‹ und ›Ashkenasim‹¹. In ihrer Komplexität kann die Kenntnis dieser Geschichte deshalb auch helfen, vereinfachende und extreme Ideologien zu konterkarieren, die im Nahen

¹ ›Misrachim‹ (Singular ›Misrachi‹) werden in Israel Juden orientalischer Herkunft genannt, im Gegensatz zu ›Ashkenasim‹, den Juden europäischer oder amerikanischer Herkunft.

Osten durch die Medien verbreitet wurden, und so eine Bresche für fruchtbarere Diskussionen in der Zukunft schlagen.

Gesellschaftsveränderung im Irak und in Israel

Der Schriftsteller Sami Michael vereinigt in seiner Biographie, aber auch in seinen Büchern, seinen Artikeln und seiner öffentlichen Arbeit viele Aspekte der Geschichte des Nahen Ostens. Michael floh als 22-jähriger 1948 aus seiner Geburtsstadt Bagdad, weil ihn die irakische Regierung wegen kommunistischer Aktivitäten verfolgte. Der Kommunismus, so erklärt er im Rückblick, ermöglichte einen gemeinsamen Kampf mit den Christen und den Muslimen für einen liberaleren Irak. Der Versuch endete jedoch in bitterer Enttäuschung, die Kommunisten wurden durch die irakische Regierung verfolgt, verhaftet und gefoltert. Michael selbst floh in den Iran. Er hoffte dort die schlimmsten Verfolgungen abwarten zu können und danach wieder in den Irak zurückzukehren. Keinesfalls hatte er vor, nach Israel zu gehen. »Es schien mir ein Kinderscherz, einen jüdischen Staat im Nahen Osten zu errichten, eine völlige Utopie. Die Idee schien mir noch dümmmer als die, den Kommunismus im Irak zu etablieren.« (Michael 2000: 135) Als das Schlimmste aber nicht vorüberging und auch der Aufenthalt im Iran zunehmend gefährlich wurde, gelangte Michael 1949 gezwungenermaßen nach Haifa. Der Rest seiner Familie emigrierte ein Jahr später ebenfalls nach Israel. Seine erste politische Heimat fand der ›Neueinwanderer‹ aus dem Irak in der israelischen Kommunistischen Partei. In deren arabischsprachiger Parteizeitung *al Ittihad* konnte er weiterhin in seiner Muttersprache, die gleichzeitig seine politische Sprache war, schreiben. Enttäuscht von der UdSSR löste sich Michael von seinen Freunden bei der Zeitung und verließ 1955 die Partei. Seine Erfahrungen als Iraker machten es ihm unmöglich, weiterhin einer politischen Kraft anzugehören, die unter anderem Militärregimes in der Dritten Welt unterstützte. »Die Sache, die mich schließlich zerstörte, war der Waffenhandel mit dem ägyptischen Präsidenten Gamal Abd al-Nasser und ein Artikel, den ich in der Wochenzeitschrift der sowjetischen kommunistischen Partei las. In diesem Artikel wurden alle möglichen Putsche und Militärregimes in der Dritten Welt gerechtfertigt, von Nkrumah in Ghana, Sukarno in Indonesien bis zu Nasser in Ägypten. Das Militär, hieß es, erfülle

eine fortschrittliche Mission. Ich wußte, was diese Regimes ihren Gegnern antun. Die Unterstützung des Militärs habe ich 1936 in Bagdad gesehen.« (145) Seine Erfahrungen als Jude verhinderten zudem, daß er sich mit dem anti-jüdischen Standpunkt der Sowjetregierung zu Beginn der 1950er-Jahre abfand. »Ich konnte die Juden nicht verstehen, die nach den Ärzteprozessen noch in der kommunistischen Partei blieben, nach dem Oren-Urteil, nach der antisemitischen Hetzjagd, die von den sowjetischen Zeitungen betrieben wurde, vor allem auf die Religiösen und auf das jüdische Volk, nach der Aufdeckung der Unterstützung all der verdorbenen Regime, die in der Welt aufkamen.« (148) Michael hatte sich dem Kommunismus als Jude im Irak angeschlossen, dessen Gemeinschaft (in den 1930er- und 1940er-Jahren) durch nationalistische, pan-arabische Kräfte und pro-nationalsozialistische Kräfte unterdrückt wurde. Auch nach dem Bruch mit der Partei fühlte sich Michael den ursprünglichen humanistischen Versprechungen des Kommunismus verpflichtet, er engagierte sich für Veränderungen in Israel, einer Gesellschaft, die gezwungenermaßen zu seinem Betätigungsfeld geworden war.

Zwischen israelischen und arabischen Juden

Für die zweite und dritte Generation von Einwanderern aus dem Irak sowie aus anderen arabischen oder muslimischen Staaten, die in Israel und damit in den israelisch-arabischen Konflikt hineingeboren worden waren und Hebräisch gelernt hatten, stellte sich die Situation etwas weniger kompliziert dar. Sie wechselten nicht von einer Welt in die andere, und ihre Herkunft entwickelte sich zur Vermittlerin familiärer und kollektiver Geschichtsschreibung. Die fortgesetzte Feindschaft zwischen Israel und den arabischen Ländern verwandelte manchmal sogar private Nachforschungen über die Vergangenheit der Familie in einen politisch aufgeladenen Faktor, in dem die israelische Gegenwart eine dominante Rolle spielte. Wenn auch die Lebenserfahrung in den konkreten Herkunftsländern der Eltern und Großeltern in großem Maß zu einer entfernten nostalgischen Erinnerung wurde, so war doch die Allgegenwärtigkeit des Kriegszustandes mit den arabischen Staaten, und allen voran der Konflikt zwischen Israel und den Palästinensern so dominant, daß man die eigene Vergangenheit durch ihn wie durch ein Prisma wahrnahm. Auch die Spannungen zwischen ›Misrachim‹

und ›Ashkenasim‹ lenkten die Aufmerksamkeit nur auf die Vergangenheit. Die Konstruktion politischer und sozialer Identität ließ Vergangenheit zu einem wichtigen politischen Faktor werden.

Roni Somek, ein Dichter, der mit seiner Familie als Anderthalbjähriger aus Bagdad kam, beschrieb seine Kindheitserlebnisse im Haus von Einwanderern aus dem Irak. Er wuchs in einer Gegend in Tel Aviv auf, in der Immigranten aus vielen verschiedenen Ländern wohnten. Gerne erinnert er sich an das dort herrschende Sprachgemisch: »Mit den Eltern sprach ich Hebräisch. Oma und Opa sprachen mit mir in einer Mischung aus Arabisch und Hebräisch, meine Onkel und Tanten spielten mir alle möglichen Lieder auf Englisch und Französisch vor ... und mit Opa hörte ich im irakischen Café die Lieder von Umm Kulthum und Abdel Wahab ... Es war der Inbegriff des israelischen Schmelztiegels... Wenn ich heute an diese Zeit zurückdenke, an diese Mischung aus Sprachen und Melodien, dann hat diese Zeit, und das ist das Schönste daran, geholfen, daß wir nicht in Schubladen denken. In meiner Unbefangenheit dachte ich, daß das so sein müsse, daß alles zu einer einzigen Harmonie gehöre.« (*Nehardaa* 23, 2001: 19, interview by Ayala Sha'ahua Miron) Als Kind wußte er auch nichts vom Kriegszustand, in dem sich die Stadt, in der er geboren war, mit der Stadt, in der er aufwuchs, befand. Die Mischung aus Bräuchen und Sitten, die seine Verwandten aus Bagdad mitgebracht hatten, mit dem Leben in Israel erschien ihm vollkommen selbstverständlich. »Opa zog sich schön an, gab mir die Hand, und wir beide marschierten... ins Café. Das Kaffeehaus war das Bagdader Reservat. Dort wurde Backgammon gespielt, Platten mit arabischer Musik gehört und Arrak getrunken. Umm Kulthum war dort die Königin... Der Kaffeehausbesitzer hängte ein Bild von ihr an die Wand, neben David Ben-Gurion. Viele Jahre lang dachte ich, die beiden seien Braut und Bräutigam.« (20)

Was für Roni Somek eine romantische Erinnerung ist, war für andere Israelis ein lang anhaltender und komplizierter Konflikt. Statt einer großen Harmonie empfanden sie diese Phase als verwirrende Vielzahl oft widersprüchlicher Identitätselemente, voller politischer Spannungen, die sich oft unmöglich zusammenzufügen schienen. Wie ließ sich, um nur ein Beispiel zu nennen, die Forderung, eine neue israelische Identität anzunehmen, mit all den arabischen Elementen,

die im Laufe von mehr als zweitausend Jahren die jüdische Geschichte im Irak geprägt hatten, vereinen, wo doch die arabischen Staaten jetzt ein unbeugsamer Feind Israels waren? Schlußendlich ermöglicht das zionistische Ethos es doch – manchmal zähneknirschend – die Vergangenheit als Teil des Erbes und der kulturellen Schaffenskraft des jüdischen Volkes zu bewahren. So ging es auch in das staatliche Erbe Israel ein. In den 1970er-Jahren wurde schließlich auch das ›Zentrum für das Erbe des babylonischen Judentums‹ gegründet und hatte fortan die Aufgabe, sich mit der Erforschung und Dokumentation des babylonischen Judentums zu befassen und dieses Erbe auch in Form von künstlerischen und sozialen Aktivitäten in Israel zu bewahren. (www.babylonjewry.org.il)

Zugleich entbrannte eine Art Kampf um die Vergangenheit, der sich vor allem gegen das israelische Establishment und seine offizielle Geschichtsschreibung richtete, die die bewahrenswerte jüdische Kultur an erster Stelle im Erbe der Juden aus Zentral- und Osteuropa sah, während es das Erbe der Juden aus arabischen Staaten mit Ablehnung und Verachtung strafte. In anderen Worten, die Adaption einer israelischen Identität, wie sie in den 1950er-Jahren definiert wurde, forderte nicht nur, daß das Herkunftsland als Feindesland behandelt wurde, sondern lehnte auch die jüdischen Lebensformen in den arabischen Ländern ab. Obwohl für viele Einwanderer aus dem Irak kaum zu bewältigen und äußerst schmerzhaft, übernahmen die meisten von ihnen das gewünschte Selbstbild und begannen, sich als Juden und Israelis zu definieren.

In den 1980er-Jahren entdeckten dann Soziologen, daß aus statistischer Sicht Juden arabischer Herkunft radikalere und vor allem der Rechten stärker zuneigende politische Einstellungen vertreten als Israelis europäischer Abstammung. Teilweise wurde das als Protestverhalten interpretiert, das die Unterstützung des Likud gegen die bis 1977 allein regierende Arbeiterbewegung, die wiederum mit dem aschkenasisch dominierten Establishment der 1950er- und 1960er-Jahre gleichgesetzt wurde, beinhaltete. Andere wiederum sahen die Neigung zur nationalen Rechten als Ergebnis relativer Armut und geringerer Schulbildung. Man kann diese Radikalisierung auch kritisch damit erklären, daß die Feindseligkeit gegenüber Arabern und die Betonung der jüdischen Nationalität die Hauptaufnahmekanäle

waren, die für Emigranten aus den arabischen Ländern im israelischen Kollektiv geöffnet wurden. Es muß jedoch betont werden, daß sogar in dieser scheinbar eindeutigen Wahl der Kern der Widerlegung der üblichen Klischees von der Feindschaft zwischen jüdischen Israelis und Arabern enthalten war. Marokkanische Juden beispielsweise identifizierten sich mehrheitlich überdeutlich mit der israelischen Rechten und standen in vorderster Linie bei Protesten gegen die Diskriminierung der misrachischen Juden. Das hielt sie keineswegs davon ab, auf den Spuren der Familiengeschichte nach Marokko zu reisen oder nach dem Tod des marokkanischen Königs Hassan II. tränenerstickt in Radiosendungen anzurufen, um ihren einstigen Landesherrn und das jüdische Leben im Marokko von einst zu lobpreisen. Diese Neugier und Nostalgie werden in Zukunft wohl auch die irakischen Juden bewegen, den Irak zu besuchen, ein Zusammenreffen, das allerdings (noch) nicht in Radioprogrammen und in den öffentlichen Medien vermittelt wird.

Eine alternativer Umgang mit Vergangenheit und Gegenwart brach sich im Laufe der 1990er-Jahre mit Gründung des ›Misrachischen Demokratischen Spektrums‹ Bahn. Diese Bewegung trat 1996 mit dem Anliegen an die Öffentlichkeit, »eine gerechte und gleichberechtigte israelische Gesellschaft zu schaffen, die sich auf eine gerechte und weitreichende Kräfteeilung stützt und die Gesamtheit der in der israelischen Gesellschaft existierenden Gruppierungen beinhaltet«. (www.hakeshet.org) Das ›Spektrum‹ setzt sich insbesondere für die Wiedergutmachung des Unrechts ein, das der israelische Staat den Einwanderern aus arabischen Staaten angetan hat, dessen Folgen bis heute in der sozio-ökonomischen Kluft, im Einkommens- und Bildungsniveau, sichtbar sind. Ein Teil dieser Verbesserungen ist an die Re-Etablierung der misrachischen Kultur gebunden. Yehuda Shenhav, Professor in der Abteilung für Soziologie und Anthropologie an der Universität Tel Aviv und Mitglied des ›Spektrums‹, beschäftigt sich mit der Frage, wie die Juden-Araber über ihr spezifisches kulturelles und sprachliches Erbe zu ›Misrachim‹ wurden. Einen wichtigen Faktor im Prozeß dieser kulturellen Vereinfachung sieht Shenhav in der Forderung der zionistischen Bewegung, klare nationale Grenzen zwischen Juden und Arabern zu ziehen. In einem Interview betonte er, daß Misrachim in Israel noch heute aufgefordert sind, »die Tat-

sache, daß sie Emigranten aus arabischen Ländern sind und Flüchtlinge waren«, zu vergessen. Die Verbindung mit dem ›Arabertum‹ sei eine Grenzüberschreitung, und somit stelle sie »auch in den Augen der Misrachim selbst... Sprengstoff« dar (*Haaretz* vom 31.10.2003, interview by Dalia Karpel). Somit, erklärt Shenhav, sei in Israel eine ›misrachische‹ Identität geschaffen worden, die von ihren kulturellen arabischen Ursprüngen abgetrennt sei, und »eines der bitteren Ergebnisse dieser Verleugnung ist, daß die zweite und dritte Generation der Misrachim ihre orientalische Identität (wenn überhaupt) als Antagonismus zur aschkenasischen Identität versteht. Misrachische Identität wird nicht als kulturelle Bindung verstanden, sondern als eine bestimmte israelische Identität, die eng verbunden mit Zorn und Enttäuschung ist. So sieht der neue ›Orient‹ der israelischen Misrachim aus.« (Keshet Hashtika: *Haaretz* vom 27.12.1996) Sein erhobener Zeigefinger richtet sich dabei gegen die zionistischen Institutionen, vergangene Regierungen, das politische Establishment und seine verschiedenen Parteien in der Gegenwart. Beklagt wird eine mangelnde politische Alternative, die es den Misrachim erlauben würde, »mit ihren arabischen Wurzeln in Frieden zu leben, ohne Apologie oder Verleugnung.« Das *Spektrum* hat es sich zum Ziel gesetzt, eine solche politische Alternative zu schaffen. Bislang ist es ihm auch gelungen, vor allem mit Blick auf die ungleiche Mittelverteilung öffentliche Auseinandersetzungen zu provozieren. Zudem kann es auf einige gerichtliche Erfolge verweisen.

Nun könnte es durchaus sein, daß diese Kritik an Kultur und Geschichtsschreibung Israels, die sich das ausdrückliche Ziel gesetzt hat, politische und gesellschaftliche Reformen zu erreichen, auch Bedeutung für Reformbewegungen in anderen Staaten des Nahen Ostens gewinnt, daß sie zu weitgehenden Diskussionen über arabisch-demokratisch-multikulturelle Identität führen wird. Mit ihrer arabischen Herkunft ausgesöhnt, könnten israelische Intellektuelle vielleicht sogar dazu beitragen, alternative Definitionen von ›Arabertum‹ zu formulieren. Denn die Forderung israelischer Misrachim, auch als Araber anerkannt zu werden, ist ebenso eine radikale Infragestellung der panarabischen Ideologien, die seinerzeit die Vertreibung der Juden aus den arabischen Ländern, vor allem aus dem Irak, aus Syrien und aus Ägypten gefordert hatten, wie der zeitgenössischen

islamistischen Ideologien, die sogar das Lippenbekenntnis, zwischen Juden und Zionisten zu unterscheiden, aufgegeben haben.

Es bleibt zu hoffen, daß diese Diskussionen und politischen Aktivitäten in Israel dazu beitragen, jene Reform- und Emanzipationskräfte zu stärken, die in unseren Tagen um die Zukunft des Irak ringen, und damit nicht nur um die Zukunft des Irak, sondern um die Zukunft des gesamten Nahen Ostens. Dies schließt auch die Hoffnung mit ein, daß diese Kräfte nicht auch in einen verblendeten Antiisraelismus verfallen, der mit Kritik wenig zu tun hat und sich nur einreihen würde in die unendliche Liste von Haß-Klischees, denen es bisher gelang, ihre Urheber erst zu korrumpieren und dann in der Bedeutungslosigkeit verschwinden zu lassen.²

Sami Michael schrieb einmal, Israel sei es nicht gelungen, sein Versprechen, ein sicherer Ort für das jüdische Volk zu werden, einzulösen: »Als alteingesessener Bürger des Nahen Ostens weiß ich aus persönlichen Erfahrung und aus der meiner Vorfahren von der Zerstörung des Ersten Tempels bis heute, daß die drei Propheten der Menschheit hier wirkten und bei dem Versuch, die ersehnte Sicherheit in dieses Gebiet zu bringen, auf das Kläglichste scheiterten.« (Michael 2000: 10) Offenbar gelingt es anderen Staaten in der Region ebenso wenig ihren Bürgern Wohlstand und Sicherheit zu garantieren. Vielleicht ist nun die Zeit derjenigen gekommen, die lernten, mit Propheten und ihren Botschaften vorsichtig umzugehen, damit sie dort Erfolg haben, wo die Propheten versagten.

Aus dem Hebräischen von Alice Krueck

² Einer Meldung der *Iraq Press* vom 20.04.2004 zufolge äußerte sich der irakische Minister für Wiederaufbau (*Minister of Housing and Reconstruction*), Bayan Baqer Sulagh, positiv im Sinne einer Wiedergutmachung gestohlenen Eigentums für irakische Jüdinnen und Juden. Des weiteren wurde ein kurdischer Politiker zitiert, der für die Rückkehr kurdisch-irakischer Jüdinnen und Juden eintritt. »Muslims and Jews in Iraq were connected through marriage. And those who visit Iraq are not Israeli only but Iraqi Jews, Azzaman, Iraq's most influential newspaper, quoted the Kurdish official as saying.«